

Ulrich Bröckling
Das
unternehmerische
Selbst

Soziologie einer
Subjektivierungsform
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

Die Maxime »Handle unternehmerisch!« ist der kategorische Imperativ der Gegenwart. Ein unternehmerisches Selbst ist man nicht, man soll es werden. Und man wird es, indem man sich in allen Lebenslagen kreativ, flexibel, eigenverantwortlich, risikobewusst und kundenorientiert verhält. Das Leitbild ist zugleich Schreckbild. Was alle werden sollen, ist auch das, was allen droht. Der Wettbewerb unterwirft das unternehmerische Selbst dem Diktat fortwährender Selbstoptimierung, aber keine Anstrengung vermag seine Angst vor dem Scheitern zu bannen. Ulrich Bröcklings grundlegende soziologische Studie nimmt diese Ambivalenz in den Blick und spitzt sie zu einer Diagnose der gegenwärtigen Gesellschaft zu.

Ulrich Bröckling ist Soziologe und Professor für Ethik, Politik und Rhetorik am Institut für Politikwissenschaft der Universität Leipzig. Zuletzt sind im Suhrkamp Verlag erschienen: Glossar der Gegenwart (hg. mit Susanne Krasmann und Thomas Lemke, es 2381) sowie Gouvernamentalität der Gegenwart (hg. mit Susanne Krasmann und Thomas Lemke, stw 1490).

Ulrich Bröckling
Das unternehmerische Selbst
Soziologie einer Subjektivierungsform

Suhrkamp

Für Micha

Zur Gewährleistung der Zitierbarkeit zeigen die grau hinterlegten Ziffern die jeweiligen Seitenanfänge der Printausgabe an.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

eISBN 978-3-518-73223-6

www.suhrkamp.de

5 Inhalt

Einleitung

1. Genealogie der Subjektivierung – ein Forschungsprogramm

Paradoxien des Selbst

Die Anrufung des Subjekts und das Subjekt der Anrufung

Die Regierung des Selbst

Realfiktionen

Programme, Aneignungsweisen, Widerstände

Problematisierung der Gegenwart

2. Konturen des unternehmerischen Selbst – eine Spurensuche

Unternehmerisches Selbst oder Arbeitskraftunternehmer?

Der Triumph des Unternehmers

Sozialwissenschaftliche Analysen

Intrapreneuring

Bauanleitungen für die Ich-AG

Nach der New Economy

3. Rationalität

3.1 Die Wahrheit des Marktes. Facetten des Neoliberalismus

Eine Regierung der Freiheit

Ökonomischer Imperialismus

Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren

Fluchtpunkte neoliberaler Gouvernamentalität

3.2 Unternehmerfunktionen

Der Unternehmer als Nutzer von Gewinnchancen

Der Unternehmer als Innovator

Der Unternehmer als Träger von Risiken

Der Unternehmer als Koordinator

Die Ratio unternehmerischen Handelns

3.3 Vertragswelten

Ausweitung und Pluralisierung der Vertragswelten

Transaktionskostenökonomik

Eine ökonomische Theorie des Gesellschaftsvertrags

6 *Zur Anthropologie des Homo contractualis*

Jenseits der kontraktuellen Vernunft?

4. Strategien und Programme

4.1 Kreativität

Kreativität regieren

Anthropologie

Psychologie

Ökonomie

Technologien

4.2 Empowerment

Genealogie

Machttheorie

Anthropologie

Ebenen und Prozesse

Psychologie

Strategien

Aporien der Bemächtigung

4.3 Qualität

Total Quality Management

360°-Feedback: Das demokratisierte Panopticon

4.4 Projekte

Vom Projektmacher zum Alternativprojekt

Die »projektbasierte Polis« und »der neue Geist des Kapitalismus«

Projektmanagement

Projekt Ich

5. Schluss: Fluchtlinien oder die Kunst, anders anders zu sein

Literatur

7 Einleitung

Ursprünglich hatte der Pförtner vorgehabt, eine Genealogie des ökonomischen Subjekts zu verfassen. Aber er ziehe den Anachronismus vor. Deswegen sei er Pförtner geworden. Oder bestand der Anachronismus darin, eine Genealogie des ökonomischen Subjekts zu schreiben?'

Dass Unternehmen eine Seele haben, sei »wirklich die größte Schreckensmeldung der Welt«, wettete der französische Philosoph Gilles Deleuze Anfang der 90er-Jahre.^[2] Übertroffen wird sie allenfalls durch die Forderung, jeder solle sich bis in die letzten Winkel seiner Seele zum Unternehmer in eigener Sache mausern, wie sie heute zahllose Motivationsgurus und Selbstmanagementtrainer, aber auch Wirtschaftswissenschaftler, Bildungsexperten, Trendforscher und Politiker (fast) aller Couleur verkünden. Von dieser Forderung, von dem gesellschaftlichen Sog, den sie auslöst, von dem Kraftfeld, das sich um sie herum aufbaut, handelt das vorliegende Buch. Das unternehmerische Selbst, das ihm den Titel gibt, steht für ein Bündel aus Deutungsschemata, mit denen heute Menschen sich selbst und ihre Existenzweisen verstehen, aus normativen Anforderungen und Rollenangeboten, an denen sie ihr Tun und Lassen orientieren, sowie aus institutionellen Arrangements, Sozial- und Selbsttechnologien, die und mit denen sie ihr Verhalten regulieren sollen. Anders ausgedrückt, und um selbst eine Modevokabel aus der Unternehmenswelt aufzugreifen: Das unternehmerische Selbst ist ein Leitbild.

In diesem Sinne führt es auch der Abschlussbericht der »Kommission für Zukunftsfragen Bayern – Sachsen« aus dem Jahre 1997 an, ein Schlüsseldokument für die deutsche Diskussion, das diese Figur dezidiert in den Rang einer politischen Zielvorgabe erhebt und in seinem Grundtenor vieles von dem vorwegnimmt, was seither in Reformagenden gegossen wurde. »Das Leitbild der Zukunft ist das Individuum als Unternehmer seiner

Arbeitskraft und Daseinsvorsorge«, heißt es da. »Diese Einsicht muß geweckt, Eigeninitiative und Selbstverantwortung, also das Unternehmerische in der Gesellschaft, müssen stärker entfaltet werden.«^[3] In der »unternehmerischen Wissensgesellschaft« des 21. Jahrhunderts seien nicht mehr »die perfekten Kopisten vorgegebener Blaupausen« gefragt, wie sie die »arbeitnehmerzentrierte Industriegesellschaft« des 20. Jahrhunderts benötigt und hervorgebracht habe. Wirtschaft und Gesellschaft seien vielmehr angewiesen auf »schöpferische, unternehmerisch handelnde Menschen, die in höherem Maße als bisher bereit und in der Lage sind, in allen Fragen für sich selbst und andere Verantwortung zu übernehmen«. Aufgabe des Staates sei es, bei diesem Übergang Hilfestellung zu leisten; die Politik müsse »wieder einen ordnenden Rahmen setzen und die Gesellschaft wertorientiert steuern«. Jene Maßnahmen, die ein »Mehr an unternehmerischer Betätigung und Verantwortung« stimulieren sollen, führten dabei »geradewegs zu einem Weniger an Sozialstaat«, was indes »keineswegs nur Verlust, sondern gleichzeitig auch Gewinn für den Einzelnen und die Gesellschaft« bedeute – eine Einsicht, der sich allerdings große Teile der Bevölkerung noch verschlossen. Neben der Politik müssten daher auch Wissenschaft und Medien den Willen der Bevölkerung stärken, mit dem Wandel Schritt zu halten. Der imperativische Ton, gekoppelt mit der Drohung, der in Deutschland »im internationalen Vergleich fast einzigartige materielle Wohlstand gepaart mit sozialem Frieden, einem hohen Maß an innerer wie äußerer Sicherheit, viel Freizeit u. a. m.« könnten »wie ein Kartenhaus zusammenfallen«, wenn »individuelle Sicht- und Verhaltensweisen sowie kollektive Leitbilder« nicht auf unternehmerisches Handeln hin ausgerichtet werden,^[4] macht den Bericht selbst schon zu einem Bestandteil jenes Kraftfelds, das er erzeugen will.

Auf die Funktionsweise dieses Kraftfelds, auf die Energien, die darin gebunden oder freigesetzt werden, auf die Richtung beziehungsweise die widersprüchlichen Richtungen, in die es die Einzelnen zieht, und nicht zuletzt auf die Verfahren, mit denen sie ihre eigenen Bewegungen auf den Sog einstellen, richtet sich das **9** Augenmerk der hier vorgelegten Studie. Wie der Kommissionsbericht begreift sie das unternehmerische Selbst als ein

Regierungsprogramm. Während die in staatlichem Auftrag erstellte Expertise jedoch mit Nachdruck die Einlösung dieses Programms fordert, konzentriert sich die vorliegende Arbeit darauf, dessen strategische Elemente herauszupräparieren, aber auch die konstitutionelle Überforderung sowie die Logik der Exklusion und Schuldzuschreibung sichtbar zu machen, denen es die Einzelnen aussetzt. Zugleich erweitert sie, darin Michel Foucaults Vorlesungen zur Geschichte der Gouvernementalität^[5] und den an diese anschließenden Studies of Governmentality^[6] folgend, den Begriff des Regierens über die Sphäre staatlicher Interventionen hinaus und bezieht ihn auch auf andere Formen planvollen Einwirkens auf menschliches Handeln. Das Kraftfeld des unternehmerischen Selbst speist sich aus vielen

10 *Quellen, nicht nur aus den Entscheidungen der politischen Administration und den Empfehlungen ihrer wissenschaftlichen Berater.*

Entsprechend heterogen sind die Materialien, die für die hier vorgelegte Arbeit herangezogen wurden: Analysiert werden – unter anderem – nationalökonomische, psychologische und soziologische Theorien, außerdem Managementprogramme, Kreativitäts-, Kommunikations- und Kooperationstechniken sowie populäre Ratgeber, deren gemeinsamer Nenner darin besteht, dass sie die Ratio unternehmerischen Handelns ausbuchstabieren und/oder Verfahren bereitstellen, mit denen die Menschen ihr Verhalten dem Leitbild annähern können. Das Kraftfeld des unternehmerischen Selbst ist ein Diskursfeld, doch es ist zugleich mehr als das. Die Arbeit stützt sich auf Bücher, Zeitschriftenaufsätze und andere veröffentlichte Schriften, aber es handelt sich zu einem guten Teil um Texte mit unmittelbar praktischem Anspruch: Trainingsmanuale, Lehrbücher, Erfolgsratgeber und ähnliche Handreichungen versuchen weniger zu überzeugen als das Handeln anzuleiten (und glänzen denn auch nur selten durch intellektuelle Brillanz, sondern schlagen entweder einen ausgesprochen technischen oder einen charismatisch-beschwörenden Ton an). Sie definieren einen Raum des Sag- und Wissbaren, aber vor allem zielen sie auf das Machbare. Sie geben nicht nur Antworten auf die Frage »Was soll ich tun?«, sondern vermitteln detaillierte Anweisungen, wie ich das, was ich tun soll, auch tun kann.

Selbstverständlich erlaubt die Vermessung des unternehmerischen Kraftfelds keine Aussagen darüber, wie die Menschen sich tatsächlich in ihm bewegen. Welchen Regeln und Regelmäßigkeiten (auch in Bezug auf das Abweichen von den Regeln) ihr Verhalten folgt, dafür interessiert sich die folgende Arbeit nur insofern, als die Strategien und Technologien des unternehmerischen Selbst darauf Einfluss nehmen – und zu diesem Zweck sich auch der Verfahren quantitativer wie qualitativer Sozialforschung bedienen. Untersucht wird also ein Regime der Subjektivierung, nicht was die diesem Regime unterworfenen und in dieser Unterwerfung sich selbst als Subjekte konstituierenden Menschen tatsächlich sagen oder tun. Die Frage lautet nicht, wie wirkmächtig das Postulat, unternehmerisch zu handeln, ist, sondern auf welche Weise es seine Wirkung entfaltet. Es geht um eine Grammatik des Regierens und Sich-selbst-Regierens, nicht um die Rekonstruktion subjektiver 11 Sinnwelten und Handlungsorientierungen oder Verschiebungen in der Sozialstruktur. Bildlich ausgedrückt: Untersucht wird die Strömung, welche die Menschen in eine Richtung zieht, und nicht, wie weit sie sich davon treiben lassen, sie nutzen, um schneller voranzukommen, oder aber versuchen, ihr auszuweichen oder gegen sie anzuschwimmen.

Der Gefahr, in der Konzentration auf die Rationalitäten und Programme ebenjene Unausweichlichkeit zu reproduzieren, welche diese suggerieren, versucht die Arbeit zu entgehen, indem sie die diesen inhärenten Antinomien – etwa zwischen Selbst- und Fremdbestimmung, rationalem Kalkül und Handeln unter Ungewissheit, Kooperation und Konkurrenz – herauspräpariert und damit die Kluft zwischen entgrenztem Anspruch und seiner stets nur begrenzten Einlösung offen hält. Es geht im Folgenden nicht nur um das, was die Einzelnen tun sollen und wie sie dazu in die Lage versetzt werden, sondern auch darum, dass ihre Anstrengungen immer wieder fehlgehen und sie den Anforderungen niemals vollends genügen können.

Ein solches Vorhaben liegt quer zu den gängigen Ressortaufteilungen soziologischer Forschung, genauer, es lässt sich mehreren Ressorts zuordnen: Die hier vorgelegte Studie versteht sich zunächst als Beitrag zu einer

politischen Soziologie, die politisches Handeln nicht auf »Haupt- und Staatsaktionen« reduziert, sondern sich auch für die Mikropolitiken des Alltags, für Governancessstrukturen und überhaupt für die Wege interessiert, auf denen Individuen, öffentliche und private Institutionen ihre gemeinsamen Angelegenheiten regeln.

*Unternehmerisches Handeln stellt zweifellos eine spezifische Form ökonomischen Handelns dar, und das, was hier Kraftfeld genannt wird, umschreibt eine Dynamik der Ökonomisierung. Die im Weiteren verfolgte Fragestellung ist insofern wirtschaftssoziologisch, als sie untersucht, wie dieser Handlungstyp plausibel gemacht wird und gesellschaftlich diffundiert. Ein älteres Bonmot des amerikanischen Ökonomen James Duesenberry besagt, die Ökonomie habe es mit Wahlhandlungen zu tun, während die Soziologie zeige, dass die Akteure nichts zu wählen hätten.^[7] Die vorliegende **12** Studie arbeitet demgegenüber heraus – und das ist ihr wirtschaftssoziologischer Einsatz –, dass die gegenwärtige Ökonomisierung des Sozialen den Einzelnen keine andere Wahl lässt, als fortwährend zu wählen, zwischen Alternativen freilich, die sie sich nicht ausgesucht haben: Sie sind dazu gezwungen, frei zu sein.*

Eine besondere Dynamik entfaltet das Leitbild des unternehmerischen Selbst natürlich in dem Bereich, dem es entstammt: der Welt der Unternehmen. In der Arbeits- und Industriesoziologie, aber auch der Organisationssoziologie wird seit längerem diskutiert, inwieweit veränderte Formen der Arbeits- und Betriebsorganisation den Arbeitnehmer der fordistischen Ära zurückdrängen, jenen Typus, den der Bericht der Zukunftskommission – wie zitiert – nicht ohne Zynismus als »perfekten Kopisten vorgegebener Blaupausen« karikiert, und an seine Stelle ein neuer Typus, der Arbeitskraftunternehmer, tritt.^[8] Die vorliegende Arbeit schließt an diese Diskussion insofern an, als sie untersucht, wie zeitgenössische Managementkonzepte alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auf unternehmerisches Handeln verpflichten und welche Strategien der Autonomisierung, Responsibilisierung und Flexibilisierung sie dazu einsetzen.

Das unternehmerische Selbst ist ein Abkömmling des Homo oeconomicus, jenes anthropologischen Konstrukts, auf dem die Wirtschaftswissenschaften ihre Modellierungen des menschlichen Verhaltens aufbauen. Insofern fällt die Beschreibung dieser Gestalt auch in das Gebiet einer sozialwissenschaftlichen Anthropologie, die implizite wie explizite Menschenbilder und ihre verhaltensmodifizierenden Effekte analysiert. Weil es um zumindest informell sanktionierte Verhaltenserwartungen geht – die Fabrikation des unternehmerischen Selbst operiert mit Erfolgsversprechen und Absturzdrohungen –, lässt die hier vorgelegte Studie sich ebenso einer Soziologie der Normen zuordnen. Mit ihrem Interesse für die bei dieser Fabrikation eingesetzten Verfahren leistet sie ferner einen Beitrag zu einem in der Disziplin bislang wenig eingeführten, allenfalls im Rahmen der Studies of Governmentality systematisch bearbeiteten Forschungsgebiet, das man als Soziologie der Sozial- 13 und Selbsttechnologien bezeichnen könnte. Spätestens hier hat die Soziologie ihre Fähigkeit zur Selbstreflexion unter Beweis zu stellen, sind es doch nicht zuletzt sozialwissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden, auf denen die Technologien unternehmerischer Menschenführung aufbauen.

Anzuführen ist schließlich die Kultursoziologie. Der Blick richtet sich auf das, was im englischen enterprise culture heißt und im deutschen mit Unternehmenskultur nur höchst unzureichend übersetzt ist. Gemeint ist weder jenes durch Bilder, Rituale, Narrative oder Verhaltenscodes evozierte und fortwährend stimulierte Wir-Gefühl, das die Identifikation von Mitarbeitern mit »ihrer« Firma fördern und dieser zugleich ein einheitliches Erscheinungsbild verleihen soll. Ebenso wenig bezieht sich der Begriff auf jene betrieblichen Innen- und Unterwelten, wie sie Ethnografien der Arbeitswelt zu Tage fördern. Unternehmenskultur bezeichnet hier vielmehr die symbolische Ordnung jenes Kraftfelds, das die Maxime »Handle unternehmerisch!« zur übergreifenden Richtschnur der Selbst- und Fremdführung erhebt.

Wie lässt sich ein dermaßen vielfältig situiertes Forschungsvorhaben operationalisieren? Das vorliegende Buch verzichtet darauf, das Kraftfeld des

unternehmerischen Selbst aus einer Zentralperspektive zu (re-)konstruieren. Stattdessen versammelt es eine Reihe von Einzeluntersuchungen, die sich diesem Subjektivierungsregime von unterschiedlichen Seiten her nähern, und gibt exemplarischen Erkundungen den Vorzug vor einer systematischen Darstellung. Die Kohärenz des Ganzen beruht auf der Konvergenz der nachgezeichneten Linien, nicht auf einer Architektur, in der jedes Element einen festen Platz einnimmt.

Die Arbeit setzt ein mit einem methodologischen Abschnitt (Kapitel 1), der das Forschungsprogramm umreißt, das Impulse insbesondere von Michel Foucault, Louis Althusser, Nikolas Rose, aber auch von Gunther Teubner und Michael Hutter aufgreift, und das im Weiteren verfolgte Projekt einer »Genealogie der Subjektivierung« gegenüber anderen soziologischen Theorien konturiert. Dabei geht es zunächst noch nicht um das unternehmerische Selbst, sondern in einem allgemeineren Sinne darum, was unter Subjektivierungsregimen zu verstehen und wie ihre Untersuchung anzulegen ist.

14 *Kapitel 2 unternimmt eine Spurensuche und zeichnet die Karrieren nach, die das unternehmerische Selbst und verwandte Gestalten wie der Intrapreneur oder die Ich-AG seit den 80er-Jahren in der politischen Publizistik, in sozialwissenschaftlichen Gegenwartsanalysen, im Managementdiskurs und schließlich in sozialpolitischen Maßnahmen wie den so genannten Hartz-Reformen machten. Vorgeschaltet ist dem eine Auseinandersetzung mit der von G. Günter Vofß und Hans J. Pongratz eingeführten These eines Übergangs vom Arbeitnehmer zum Arbeitskraftunternehmer, welche die bei durchaus paralleler Grundaussage divergierenden Forschungsperspektiven verdeutlicht.*

Das Subjektivierungsregime des unternehmerischen Selbst ist auch ein Wissensregime, dessen Macht nicht zuletzt darin besteht, den Menschen eine Wahrheit über sich, über die Logik ihres Handelns und ihrer sozialen Beziehungen zu vermitteln. Diesem Aspekt geht Kapitel 3 nach und analysiert jene ökonomischen Theorien und Denkschulen, die dem Regime verallgemeinerter Entrepreneurship Plausibilität verleihen und die Ratio unternehmerischen Handelns begründen.

Ein erster Abschnitt (Kapitel 3.1) rekonstruiert, wie die Vordenker des deutschen Ordoliberalismus, US-amerikanische Humankapitaltheoretiker sowie Friedrich August von Hayek, ein führender Vertreter der österreichischen Schule der Nationalökonomie, den Markt als jene Instanz einsetzen, die eine optimale (Selbst-)Steuerung des gesellschaftlichen Verkehrs garantiert. Der Wettbewerb der Marktakteure, und nichts anderes sind die unternehmerischen Individuen, erscheint in dieser Perspektive als Generator nicht nur ökonomischer, sondern auch politischer Vernunft und soll deshalb von allen Restriktionen freigehalten und durch günstige Rahmenbedingungen gestärkt werden. Deutlich werden in der Gegenüberstellung allerdings auch die unterschiedlichen Stoßrichtungen dieser drei Varianten des Neoliberalismus: Während die ordoliberalen Debatten um die politische Hegung der Wettbewerbsordnung kreisen und die Humankapitaltheorie menschliches Verhalten generell als Handeln unter Wettbewerbsbedingungen und in diesem Zusammenhang den Homo oeconomicus als unternehmerisches Selbst modelliert, betont von Hayek die aleatorische Seite des Marktgeschehens und deutet den Wettbewerb als evolutionären Prozess, der sich unabhängig vom Willen der einzelnen Akteure Bahn bricht.

15 Der Frage, was unternehmerisches Handeln gegenüber anderen Formen menschlicher Aktivität auszeichnet, geht der folgende Abschnitt (Kapitel 3.2) nach. Gesucht werden dabei nicht Persönlichkeitsmerkmale von Entrepreneuren, wie sie die Wirtschaftspsychologie identifiziert, sondern ökonomische Bestimmungen der Unternehmerfunktionen, wie sie insbesondere Ludwig von Mises, Israel M. Kirzner, Joseph Schumpeter, Frank H. Knight und Mark Casson herausgearbeitet haben. Unternehmer nutzen demnach erstens spekulative Gewinnchancen, als schöpferische Zerstörer bestehender Produktions- und Distributionsweisen sind sie zweitens Neuerer, sie tragen drittens die Risiken wirtschaftlicher Unternehmungen und sorgen schließlich viertens als Koordinatoren des Produktionsprozesses für die Optimierung der Ressourcenallokation. Diese vier Grundfunktionen treffen sich in ihrer Entgrenzungs- und Überbietungsdynamik, die unternehmerisches Handeln einem Diktat des Komparativs unterstellt.

*Kapitel 3.3 widmet sich dem Vertrag und damit jener sozialen Institution, die Tauschbeziehungen und damit auch unternehmerisches Handeln reguliert. Ausgehend von der Beobachtung, dass in der Gegenwart das Vertragsprinzip auch auf bislang nicht kontraktuell geregelte Beziehungen ausgreift und zugleich die spezifische Form des ökonomischen Vertrags andere Vertragstraditionen zurückdrängt, wird zunächst untersucht, wie die Transaktionskostenökonomik (Armen A. Alchian/Harold Demsetz, Oliver E. Williamson) Fragen sozialer Organisation generell als Vertragsprobleme definiert und unterschiedliche vertragliche Arrangements strikt im Hinblick auf die anfallenden Transaktionskosten bewertet. Die Entscheidung für diese oder jene Form kontraktueller Vereinbarungen folgt damit selbst einem unternehmerischen Kalkül – und unterliegt dem unternehmerischen Risiko. James M. Buchanans ökonomische Theorie des Gesellschaftsvertrags deutet auch den Staat als ein Ergebnis individueller Nutzenmaximierungskalküle: Um ihre Präferenzen bestmöglich verfolgen zu können, so sein Argument, vereinbaren die Menschen kollektive Spielregeln, insbesondere zum Schutz ihres Eigentums. Mit diesen Regeln schränken sie zwar ihre Verhaltensfreiheit ein, stellen sich aber immer noch relativ besser als ohne staatlich gesicherte Verfügungsrechte. Den institutionenökonomischen Vertragsmodellen liegt eine Anthropologie zugrunde, die den Menschen konsequent als Eigentümer seiner selbst begreift. **16** Um sein Humankapital zu akkumulieren, muss er sich aufspalten in ein Bündel von Vermögen und in eine Instanz, die diese Vermögen durch Tausch und Kooperation gewinnbringend verwaltet.*

Dass das unternehmerische Selbst keineswegs nur ein aus ökonomischen Theorien abgeleitetes Konstrukt darstellt, sondern ebenso sehr ein Telos, das zeitgenössischen Strategien der Menschenführung eingeschrieben ist, zeigt das vierte Kapitel der vorliegenden Arbeit. Untersucht werden vier Schlüsselkonzepte – Kreativität, Empowerment, Qualität, Projekt –, die unterschiedliche Facetten unternehmerischen Handelns beleuchten und diese zugleich in Sozial- und Selbsttechnologien übersetzen.

Kreativität (Kapitel 4.1) steht für den Aspekt der Innovation, für das Erkennen und Ergreifen von Gewinnchancen und die schöpferische

Zerstörung, die Platz macht für Neues. Diskutiert wird unter anderem, wie die Kreativitätspsychologie die Fähigkeit, Neues zu schaffen, gleichermaßen als anthropologisches Vermögen, als soziale Norm und Zielvorstellung und als erlernbare Kompetenz konzeptualisiert sowie geeignete Techniken bereitstellt, um diese Kompetenz aufzubauen und zu steigern.

Das unternehmerische Selbst soll ein aktives und selbständiges Selbst sein, dessen Vertrauen in die eigene Kraft folglich gestärkt werden und das sich seines Selbstvertrauens ständig vergewissern muss. Dazu dienen die Strategien des Empowerment (Kapitel 4.2), deren Wurzeln in den Emanzipationskämpfen sozialer Basisbewegungen das Kapitel ebenso nachzeichnet wie die disparaten Anwendungsfelder und Bemächtigungstechnologien. Deutlich wird dabei nicht zuletzt das Paradox der Empowermentprogramme, die ihren Adressaten zuallererst jene Machtlosigkeit unterstellen, zu deren Beseitigung sie sich dann andienen.

Das Stichwort Qualität (Kapitel 4.3) bezieht sich auf die Notwendigkeit des unternehmerischen Selbst, sein Humankapital so zu vermarkten, dass es Abnehmer für die feilgebotenen Fähigkeiten und Produkte findet. Mit anderen Worten: Qualität steht für Kundenorientierung, wie am Beispiel des Total Quality Management gezeigt wird, das kontinuierliche Qualitätssicherung und -verbesserung durch ausgefeilte Controllingverfahren garantieren soll und das Modell des Marktes konsequent auf die innerbetrieblichen Beziehungen überträgt. Mit dem 360°-Feedback wird außerdem ein Verfahren vorgestellt, das Mitarbeiter und Vorgesetzte in ein 17 panoptisches System wechselseitiger Beobachtung und Beurteilung einbindet und so eine Dynamik permanenter Selbstoptimierung in Gang setzen soll.

Der folgende Abschnitt (Kapitel 4.4) widmet sich den Projekten. Dabei geht es zum einen um die Sequenzialisierung der Arbeit (und letztlich des gesamten Lebens) in zeitlich befristete Vorhaben, die dem unternehmerischen Selbst ein Höchstmaß an Flexibilität abverlangt, zum anderen um einen spezifischen Modus der Kooperation (»Projektteams«), der ein ebenso hohes Maß an Selbstorganisation ermöglicht wie erzwingt. Das Kapitel rekonstruiert zunächst die Genealogie des »Projektemachens« ausgehend

von Daniel Defoes Essay upon Projects bis zu den Alternativprojekten der 70er-Jahre, um dann in Auseinandersetzung mit Luc Boltanskis und Ève Chiapellos Studie Der neue Geist des Kapitalismus das Anforderungsprofil eines Projektarbeiters zu skizzieren. Die folgenden Abschnitte untersuchen anhand einschlägiger Manuale die Technologien, die für ein möglichst reibungsloses Projektmanagement sorgen und die Selbstmodellierung als Projekt Ich gewährleisten sollen.

Mit dem Schluss (Kapitel 5) kehrt die Arbeit zu jenem Unbehagen zurück, das an ihrem Anfang stand. Je klarer sich im Fortgang die Konturen des unternehmerischen Selbst abzeichneten, desto deutlicher traten auch seine dunklen Seiten hervor: die Unabschließbarkeit der Optimierungszwänge, die unerbittliche Auslese des Wettbewerbs, die nicht zu bannende Angst vor dem Scheitern. Grund genug, aus dem Kraftfeld der unternehmerischen Anrufung heraustreten zu wollen. Das Unbehagen war im Fortgang der Arbeit noch in dem Maße gewachsen, in dem sich zeigte, wie die Marktmechanismen gegenstrebige Impulse entweder absorbieren oder marginalisieren und das unternehmerische Selbst mit der Norm konfrontieren, nicht konformistisch zu sein. Das Schlusskapitel präsentiert mit Erschöpfung, Ironisierung und passiver Resistenz drei Irritationen des unternehmerischen Kraftfelds und schließt mit Überlegungen zu der Frage, wie die Nötigung, anders zu sein, in die Kunst zu verwandeln wäre, anders anders zu sein.

18 *Einige der in diesem Buch vorgestellten Überlegungen gehen auf Vorträge und Aufsätze zurück, die ich bereits an anderer Stelle veröffentlicht habe.^[9] Für die vorliegende Arbeit wurden sie überarbeitet und ergänzt. Ich danke Werner Bartens, Wolfgang Essbach, Ulrich Jaekel, Stefan Kaufmann, Susanne Krasmann, Thomas Lemke, Axel T. Paul, Matthias Schöning und Manfred Weinberg für Ermutigung, kritische Lektüre und vielfältige Anregungen. Simone Warta und Eddy Decembrino haben das Manuskript vor der Drucklegung durchgesehen; auch ihnen danke ich herzlich.*

19 1. Genealogie der Subjektivierung – ein Forschungsprogramm

Das Subjekt ist ein Schlachtfeld.^[1]

Paradoxien des Selbst

Ein Subjekt zu werden ist ein paradoxer Vorgang, bei dem aktive und passive Momente, Fremd- und Eigensteuerung unauflösbar ineinander verwoben sind: Jenes Selbst, das sich, so die seit George Herbert Mead^[2] gängige Auffassung, dadurch hervorbringt, dass es die Perspektive eines anderen einnimmt und so eine Vorstellung von sich ausbildet, muss zumindest in rudimentärer Form schon existieren, um diesen Akt der Subjektivierung durch Objektivierung vollziehen zu können. In anthropologischer Hinsicht ist der Widerspruch von Selbstkonstitution und vorgängiger Konstituiertheit eine Konsequenz »exzentrischer Positionalität«: Der Mensch wird zum Subjekt, weil er sich zu dem erst machen muss, was er schon ist, weil er das Leben führen muss, welches er lebt.^[3] Dieses Subjekt zeichnet sich dadurch aus, dass es sich erkennt, sich formt und als eigenständiges Ich agiert; es bezieht seine Handlungsfähigkeit aber von ebenjenen Instanzen, gegen die es seine Autonomie behauptet. Seine Hervorbringung und seine Unterwerfung fallen zusammen.^[4]

Das Paradox der Subjektivierung verschränkt sich so mit dem der Macht: Auf der einen Seite ist die Macht, verstanden als Ensemble der Kräfte, die auf das Subjekt einwirken, diesem vorgängig. 20 Das Subjekt ist weder ausschließlich gefügiges Opfer, noch nur eigensinniger Opponent von

Machtinterventionen, sondern immer schon deren Effekt. Auf der anderen Seite kann Macht nur gegenüber Subjekten ausgeübt werden, setzt diese also voraus. Sie beruht auf der Kontingenz des Handelns und damit auf einem unhintergehbaren Moment von Freiheit. Wäre das menschliche Verhalten vollständig determiniert, brauchte es keine Machtinterventionen; ließe es sich nicht beeinflussen, könnte es keine geben. Machtausübung operiert, so Michel Foucault, »auf dem Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat: sie stachelt an, gibt ein, lenkt ab, erleichtert oder erschwert, erweitert oder begrenzt, macht mehr oder weniger wahrscheinlich; im Grenzfall nötigt oder verhindert sie vollständig, aber stets handelt es sich um eine Weise des Einwirkens auf ein oder mehrere handelnde Subjekte, und dies, soweit sie handeln oder zum Handeln fähig sind.« Demjenigen, auf dessen Handeln eingewirkt wird, eröffnet sich »ein ganzes Feld von möglichen Antworten, Reaktionen, Wirkungen, Erfindungen«.^[5]

*Das Subjekt nimmt die Kräfte auf, denen es ausgesetzt ist, und modifiziert ihre Ansatzpunkte, Richtungen und Intensitäten. Dabei biegt es diese Kräfte nicht zuletzt um und richtet sie auf die eigene Person – »Subjektivierung vollzieht sich durch Faltung«.^[6] Die Machtausübung wird reflexiv, das sich subjektivierende Subjekt zu einem Selbst, das sich, in Kierkegaards berühmter Formulierung, realisiert als »Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält«.^[7] In Selbstexploration, Selbstmodellierung und Selbstexpression konstituiert es sich als Objekt seiner selbst, entwirft ein Bild von sich und gibt sich seine eigene Gestalt. Dabei steht es in einem Verhältnis doppelter Bindung: Den Status eines Subjekts zu erlangen, bedeutet, wie Foucault schreibt, zum einen »vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen«, zum anderen »durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet« zu sein.^[8] Die Mehrdeutigkeit kehrt auf sprachlicher Ebene im Doppelsinn **21** der meisten »Selbst«-Komposita wieder: So bezeichnet das »Selbst« in Selbststeuerung sowohl die steuernde wie auch die gesteuerte Instanz, kann Selbstbestimmung sowohl Bestimmung durch das Selbst wie auch die Bestimmung des Selbst durch andere meinen.^[9] Das Subjekt ist somit zugleich Wirkung und Voraussetzung, Schauplatz,*

Adressat und Urheber von Machtinterventionen. Eine Entität, die sich performativ erzeugt, deren Performanzen jedoch eingebunden sind in Ordnungen des Wissens, in Kräftespiele und Herrschaftsverhältnisse. In dieser Verschränkung von Affizieren, Affiziertwerden und Sich-durch-sich-Affizieren liegt das Paradox der Selbstkonstitution: »Wenn das Subjekt weder durch die Macht vollständig determiniert ist noch seinerseits vollständig die Macht determiniert (sondern immer beides zum Teil), dann geht das Subjekt über die Logik der Widerspruchsfreiheit hinaus, es ist gleichsam ein Auswuchs, ein Überschuß der Logik.«^[10]

Paradoxa lassen sich nicht auflösen, deshalb prozessieren sie als Probleme.
^[11] *Was sich als logische Unmöglichkeit darstellt, bleibt eine praktische Aufgabe. So wenig es ein widerspruchsfreies Subjekt 22 geben kann, so unvermeidlich wie unabschließbar ist die Arbeit der Subjektivierung. Diese Arbeit ist rekursiv; der Gegenstand, dem sie gilt, und der Arbeiter, der sie leisten soll, fallen zusammen. Das bedingt eine Vervielfältigung der Selbstbezüge – ablesbar nicht zuletzt an der Häufung des Reflexivpronomens –, in die zwar Haltepunkte eingebaut werden können, die aber nicht endgültig stillgestellt werden kann.^[12] Das Subjekt der Subjektivierung existiert nur im Gerundivum: als wissenschaftlich zu erkundendes, pädagogisch zu förderndes, therapeutisch zu stützendes und aufzuklärendes, rechtlich zu sanktionierendes, ästhetisch zu inszenierendes, politisch zu verwaltendes, ökonomisch produktiv zu machendes usw.^[13] Weder ist es letzter Zurechnungspunkt des Denkens, Wollens und Fühlens noch imaginäres Personenzentrum, in dem sich aller »Entfremdung« zum Trotz ein authentisches Ich kristallisiert, noch gar potenzieller Souverän, der sich nur erst von allen möglichen »Kolonialisierungen« befreien muss. Weder Tabula rasa, in die sich die gesellschaftlichen Mächte einschreiben, noch autonomer Autor des eigenen Lebens. Das Subjekt ist der Fluchtpunkt der Definitions- und Steuerungsanstrengungen, die auf es einwirken und mit denen es auf sich selbst einwirkt. Ein soziales Problem und eine individuelle Aufgabe; kein Produkt, sondern Produktionsverhältnis.*

Das macht es nötig, die Rede vom Subjekt radikal zu historisieren. Was ein Subjekt ist, das liegt nicht ein für alle Mal fest, sondern lässt sich nur

erschließen über die historischen Semantiken **23** und Wissenskomplexe, die Selbst- und Sozialtechnologien,^[14] die zu seiner theoretischen Bestimmung und praktischen Formung aufgerufen wurden und werden. Ein solches Unterfangen zielt weder auf eine Ideengeschichte des Individuums noch auf eine historische Rekonstruktion der Humanwissenschaften. Ebenso wenig handelt es sich um eine Variante der Psychohistorie oder der historisch-genetischen Psychologie, die dem Wandel etwa der Körperlichkeiten, Emotionen, Vorstellungswelten, kognitiven Schemata oder Pathologien nachginge. Schließlich werden auch keine individuellen Lebensgeschichten und Selbstbilder nachgezeichnet, wie es eine biografisch orientierte Sozialforschung versucht. So aufschlussreich die Ergebnisse all dieser Disziplinen und Subdisziplinen sind, die »Genealogie der Subjektivierung«, wie Nikolas Rose im Anschluss an Michel Foucault das Forschungsprogramm nennt,^[15] dem auch die vorliegende Arbeit folgt, richtet ihren Fokus auf anderes: Sie untersucht nicht die Transformationen der Subjektivität, sondern auf welche Weise das Subjekt in bestimmten historischen Momenten zum Problem wurde und welche Lösungen für dieses Problem gefunden wurden. Anders ausgedrückt: Sie fragt nicht, was das Subjekt ist, sondern welches Wissen zur Beantwortung dieser Frage mobilisiert und welche Verfahren in Anschlag gebracht wurden, um es entsprechend zu modellieren.

Subjektivierung, so verstanden, geht nicht auf in Individualisierung. Diese ist umgekehrt als ein – historisch kontingenter und in sich selbst wiederum historischen Transformationen unterliegender – Modus der Subjektivierung zu dechiffrieren, bei dem der Einzelne sich in Selbstbeobachtung und -beschreibung nicht durch Positionen oder Zugehörigkeiten, sondern durch das identifiziert, was ihn von allen anderen unterscheidet.^[16] Die Soziologie hat seit ihren Anfängen darauf aufmerksam gemacht, dass moderne Gesellschaften Individuum und Gesellschaft in ein Verhältnis wechsel **24** seitiger Steigerung setzen.^[17] Je mehr der Einzelne vergesellschaftet wird, umso mehr individualisiert er sich auch – und umgekehrt. »Individuum-Sein wird zur Pflicht«, skizziert Niklas Luhmann die Konsequenz dieser Dynamik, in dem Maße, in dem für den Einzelnen die »Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit seiner Existenz [zur] Prämisse des

sozialen Umgangs mit ihm« wird. Er »wird in fast allen Kontexten zwar typisiert [...]; aber immer doch so, daß in der Typisierung ein Individuum gemeint ist und der Typus nur regelt, wie weit dessen Individualität konkret erforscht und als Prämisse weiteren Verhaltens aktualisiert werden muß«. ^[18] Das Paradox der Subjektivierung kehrt hier wieder in der aporetischen Form eines Selbstbezugs, der Individualisierung entweder als Kopierverfahren fasst und damit an gesellschaftliche Vorlagen bindet oder sie als inneren Dialog beziehungsweise Kampf einer Vielheit von Selbsten konzipiert. Folgt aus dem einen das Oxymoron einer seriellen Einzigartigkeit, so aus dem anderen das eines aufgespaltenen Individuums. Muss der »Homme-copie« ^[19] sich stets von Neuem seiner Besonderheit vergewissern, so wird das plurale Selbst niemals damit fertig, seine Elemente zu einer kohärenten Einheit zu versammeln. ^[20]

Ohne die differenzierungstheoretische Perspektive zu übernehmen, knüpft die vorliegende Untersuchung an Luhmanns Rekonstruktion historischer Semantik insofern an, als sie den Blick auf die Begrifflichkeiten und Wissenskomplexe richtet, mit denen Individuen als Individuen typisiert und durch die sie angehalten werden, ihrer Individualisierungspflicht nachzukommen. Allerdings interessiert sie sich weniger für die »gepflegte Semantik« sozialwissenschaftlicher Selbstbeschreibung der Gesellschaft, sondern konzentriert sich auf die gleichermaßen unspektakulären wie aufdringlichen »Gebrauchssemantiken« technischer Manuale, psychologischer Ratgeber und (Selbst-)Managementprogramme, die konkrete Anweisungen oder Empfehlungen formulieren, wie 25 Menschen zu behandeln sind und wie sie sich zu verhalten haben, um als Individuen gelten zu können. ^[21] Zugleich geht es der Genealogie der Subjektivierung nicht allein um den in einer Gesellschaft beziehungsweise ihren Funktionssystemen bereitgehaltenen Vorrat an Sinnverarbeitungsregeln; sie erweitert den Fokus vielmehr auf die institutionellen Arrangements und Expertensysteme, Ordnungskategorien und Sortierverfahren, Lernprogramme und Sanktionsmechanismen, (Selbst-)Beobachtungs- und (Selbst-)Modellierungsprozeduren, mit deren Hilfe individualisierte Subjekte hervorgebracht werden und sich selbst hervorbringen. Während die

Systemtheorie Semantik als idealisierte und/oder nachlaufende Beschreibung der Gesellschaftsstruktur fasst, analysiert die Genealogie der Subjektivierung die komplexen Kopplungs- und Übersetzungsprozesse zwischen Diskursformationen, Sozial- und Selbsttechnologien. Mit Luhmann teilt sie wiederum den methodischen Nominalismus und den Blick für die gleichermaßen differenzierenden wie homogenisierenden Effekte der Regime des Selbst: Statt vorauszusetzen, dass es so etwas wie Individualisierung gibt, und ausgehend von diesem soziologischen Konstrukt dann Gegenwartspänomene oder historische Prozesse zu beschreiben, zeichnet sie Wissensdispositive und Praktiken nach, die es Menschen ermöglicht und die sie genötigt haben, sich als autonome Persönlichkeiten zu begreifen, die eine unverwechselbare Identität besitzen und dieser in ihren Lebensäußerungen einen authentischen Ausdruck zu verleihen suchen, kurzum: die sie dazu gebracht haben, sich als Individuen zu sehen und zu verhalten. Während die Systemtheorie allerdings eine Koevolution von Individualisierung und funktional-differenzierter Gesellschaftsstruktur beobachtet, konzentriert sich die Genealogie der Subjektivierung auf die Diskontinuitäten, auf das, was verschwindet oder neu auftaucht – und zwar unterhalb der großen Schwelle zwischen stratifizierten und funktional-differenzierten Vergesellschaftungsformen. Statt eine Entwicklungs- oder gar eine Fortschritts- oder Verfallsgeschichte des Subjekts zu schreiben, identifiziert sie disparate historische Konfigurationen, in denen bestimmte Modelle, das Subjekt zu denken, sich mit spezifischen Verfahren verbinden, es praktisch zu formen.

In ähnlicher Weise lässt sich die Genealogie der Subjektivierung **26** *absetzen von den gegenwartsdiagnostischen Überlegungen Anthony Giddens' über die »Flugbahn des Selbst« in der Spätmoderne^[22] wie auch von den parallelen Ausführungen Ulrich Becks zur Individualisierung in der Risikogesellschaft: Beide betonen, dass zeitgenössische Vergesellschaftungsformen den Menschen in bislang unbekanntem Maße Wahlmöglichkeiten eröffnen, sie aber in gleichem Maße auch Wahlzwängen unterwerfen. »Um es mit Jean-Paul Sartre zu sagen«, schreibt Beck: »Die Menschen sind zur Individualisierung verdammt. Individualisierung ist ein*

Zwang, ein paradoxer Zwang allerdings zur Herstellung, Selbstgestaltung, Selbstinszenierung nicht nur der eigenen Biographie, auch ihrer Einbindungen und Netzwerke, und dies im Wechsel der Präferenzen der Entscheidungen und Lebensphasen, allerdings: unter sozialstaatlichen Rahmenbedingungen und Vorgaben, wie dem Ausbildungssystem (dem Erwerb von Zertifikaten), dem Arbeitsmarkt, dem Arbeits- und Sozialrecht, dem Wohnungsmarkt usw.«^[23] Zwang zur Individualisierung bedeutet schließlich auch, die Verantwortung für das eigene Scheitern sich selbst zurechnen zu müssen. Wer gehalten ist, »sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen«,^[24] der kommt nicht umhin, Niederlagen als individuelle Planungsdefizite zu verbuchen. Subjektivierung wird damit zu einem eminent politischen Projekt, die individuelle Lebensführung zu einer Abfolge strategischer Entscheidungen und taktischer Kalküle – zu »Lebenspolitik«. Das Selbst erscheint als reflexives Projekt, das sich allein oder mithilfe professioneller Berater, Therapeuten, Coaches oder anderer Autoritäten einem permanenten Selbstmonitoring unterzieht, um die »Flugbahn« seines Lebens immer neu zu adjustieren, wobei mit den Chancen der Selbstverwirklichung stets die Risiken des Absturzes einhergehen.

In der These, dass die Regierung des Selbst heute unter dem Diktat der Selbstregierung steht, treffen sich die Genealogie der Subjektivierung und die Theorie reflexiver Moderne ebenso wie in ihrem 27 Blick für die Paradoxien der Verpflichtung zur Freiheit. Während Beck und Giddens allerdings ihr Augenmerk darauf richten, wie die Individuen in den vorgegebenen Möglichkeitsfeldern ihren Alltag zu meistern und ihre Biografien zu »basteln« versuchen, geht es bei der Analyse von Subjektivierungsregimes um die Konstitution dieser Möglichkeitsfelder, um die Kraftlinien, die sie durchkreuzen, und um die Art und Weise, wie sie die Handlungsoptionen der Individuen mobilisieren, einschränken oder kanalisieren, kurz: wie sie die Selbststeuerungspotenziale steuern. Skeptisch ist die Genealogie der Subjektivierung darüber hinaus gegenüber verallgemeinernden Epochenlabeln wie Spätmoderne, reflexive Moderne oder Risikogesellschaft,

welche die Gegenwart unter ein dominantes Prinzip zu rubrizieren versuchen. Im Gegensatz dazu richtet das hier verfolgte Forschungsprogramm den Blick nicht auf »die Gesellschaft« oder »das Selbst«, sondern untersucht jene Rationalitäten und Technologien, die Gesellschaft als Einheit und individualisierte Subjekte als Akteure überhaupt erst denkbar machen und praktisch herstellen. Statt die Regime des Selbst aus einer Zentralperspektive zu (re-)konstruieren, zeichnet sie Konstellationen nach, aus denen sich jene Regime zusammensetzen. Die Konturen zeitgenössischer Subjektivierung, die sich so erschließen, lassen sich nicht zurückführen auf ein kohärentes Integrationsprinzip, auf eine herrschende Ideologie oder ein organisierendes Zentrum, sondern sind ein Effekt vielfältiger Mikrotechniken und Denkweisen, die sich zu Makrostrukturen und Diskursen verdichten und verstetigen. »Die Gesellschaft« oder »das Selbst« bilden dabei das Resultat, nicht den Ausgangspunkt.

Die Anrufung des Subjekts und das Subjekt der Anrufung

Weil die Rede vom Subjekt stets auf die Arbeit der Subjektivierung verweist, ist seine Deskription immer auch Präskription. Dem entspricht seine »unmögliche« Zeitstruktur, die das »immer schon« mit dem »erst noch« zusammenzieht. Louis Althusser hat diese paradoxe Aufforderung, zu werden, was man schon ist, und damit zugleich die Parallelität von gesellschaftlicher Erzeugung und Selbstkonstitution des Subjekts im Begriff der Anrufung gefasst. In seiner berühmten Urszene ruft ein Polizist einem Passanten auf der Straße nach: »He, Sie da!« Das so angerufene Individuum dreht 28 sich um »in dem Glauben, der Ahnung, dem Wissen, es sei gemeint«, und wird durch diese physische Wendung zum Subjekt, weil es damit anerkennt, dass der Anruf nur ihm gegolten haben kann.^[25] Der Ruf des Polizisten evoziert ein spontanes Gefühl der Schuld, und er kann es nur

evozieren, weil es immer schon da ist. Diese Schuld anzuerkennen und zum Subjekt zu werden ist ein und derselbe Vorgang. Löst man das Beispiel vom Repräsentanten staatlicher Souveränität und ersetzt die autoritative Stimme des Polizisten durch andere Instanzen, lassen sich auch die Programme der Formung und Selbstformung nach diesem Modell begreifen.

Subjektivierungsregime konfrontieren den Einzelnen mit spezifischen Erwartungen, die er zurückzuweisen, zu unterlaufen oder einzulösen versuchen, denen er aber niemals voll und ganz genügen kann. Und sie können ihn damit nur insoweit konfrontieren, als er selbst immer schon ein fundamentales Ungenügen spürt. »Das Sich-Erkennen im Ruf setzt eine Einwilligung zur Subjektivation voraus und deutet zugleich darauf hin, dass die Szene immer schon vor der Szene stattgefunden hat.«^[26]

Man mag die Wurzeln dieses Gefühls von Schuld und Ungenügen aus einem Bedürfnis nach Anerkennung und dieses wiederum von einer anthropologischen Angewiesenheit auf Sozialität herleiten. Weil der »Kampf um Anerkennung« niemals abgeschlossen ist und stets mit traumatischen Erfahrungen der Verkennung und Verwerfung des Subjekts einhergeht, kann der Einzelne gar nicht anders, als sich in seinen Selbstverhältnissen auf die Erwartungen zu beziehen, die andere an ihn stellen. »Sich beziehen auf« ist jedoch nicht dasselbe wie »sich fügen« – eine Differenz, in der sich einmal mehr das Paradox der Subjektivierung als das der Freiheit zeigt: »Die Unterwerfung, die Tatsache, daß die menschliche Leidenschaft der Selbsterhaltung uns anfällig und verletzlich gegenüber denen macht, die uns unser Brot versprechen, bringt auch die Möglichkeit der Revolte mit sich.«^[27]

29 Althussers Geschichte unterschlägt bei aller Subtilität, mit der sie die vorgängige gesellschaftliche Vermitteltheit des Subjekts gleichnishaft verdichtet, sowohl, dass der Einzelne nicht nur angerufen wird, sondern gleichzeitig selbst anruft, als auch, dass sein Wunsch nach Orientierung bei der Selbstfindung konstitutiv enttäuscht wird. Genau dies hat Franz Kafka in einer kurzen und ebenso gleichnishaften Geschichte gefasst, die sich als Gegenstück zu Althussers Szene lesen lässt. Kafka hat sie passenderweise mit »Ein Kommentar« überschrieben. Geht es Althusser um den Appell und die Bereitschaft, die gesellschaftliche Bestimmtheit des Selbst als

Selbstbestimmung zu begreifen, so beschreibt Kafka die Unabweisbarkeit wie Vergeblichkeit aller Anstrengungen, man selbst zu sein:

»Es war sehr früh am morgen, die Straßen rein und leer, ich ging zum Bahnhof. Als ich eine Turmuhr mit meiner Uhr verglich, sah ich, daß es schon viel später war, als ich geglaubt hatte, ich mußte mich sehr beeilen, der Schrecken über diese Entdeckung ließ mich im Weg unsicher werden, ich kannte mich in dieser Stadt noch nicht sehr gut aus, glücklicherweise war ein Schutzmann in der Nähe, ich lief zu ihm und fragte ihn atemlos nach dem Weg. Er lächelte und sagte: ›Von mir willst du den Weg erfahren?‹ ›Ja‹, sagte ich, ›da ich ihn selbst nicht finden kann‹. ›Gibs auf, gib auf‹, sagte er und wandte sich mit einem großen Schwunge ab, so wie Leute, die mit ihrem Lachen allein sein wollen.«^[28]

Es läge nahe, Kafkas Miniatur als Lehrstück verweigerter Anerkennung zu deuten. In der Gegenüberstellung zu Althussers Anrufungsszene drängt sich jedoch eine andere Lesart auf. Danach handelt die Geschichte von der Subjektivierung als Aufgabe – als Aufgabe im Doppelsinn von etwas, das man zu tun hat, und etwas, das man aufhört zu tun beziehungsweise preisgibt: Das gerade erwachte Ich sucht in fragloser Selbstverständlichkeit seinen Weg – Subjektivierung als Aufgabe im ersten Sinn. Die Entdeckung, dass Eigenzeit und Systemzeit nicht synchronisiert, dass Individuelles und Gesellschaftliches nicht aufeinander abgestimmt sind und sich das Ich mit sich selbst nicht auskennt, löst Erschrecken und Verunsicherung aus. So wendet sich das Ich an eine Autoritätsinstanz, die ihm sagen soll und wohl auch sagen könnte, wo es langgeht, die es stattdessen aber mit der Aussichtslosigkeit seines Bemühens konfrontiert und mit ihrem hämischen »Gibs auf, gib auf« die Aufgabe im zweiten Sinn ins Spiel bringt.

Während Althussers Subjekt immer schon sozialisiert und darauf angewiesen ist, sich an den gesellschaftlich vorgegebenen Rollenmodellen zu orientieren, und gerade darin sein Selbstsein erfährt, muss Kafkas Ich sich zeitlebens selbst erkunden und gestalten, wohl wissend, dass es an dieser Aufgabe scheitern wird, weil der gesellschaftliche Subjektivierungsimperativ uneinlösbar ist. Weder bei Althusser noch bei Kafka gibt es einen externen Standpunkt, von dem aus sich Kriterien für den rechten Gebrauch der

Freiheit herleiten ließen, weder der eine noch der andere entwerfen allerdings auch ein deterministisches Szenario. Bezogen auf die »Arbeit an sich« heißt das: Selbst wenn kein Jenseits gesellschaftlicher Ansprüche existiert, gibt es für den Einzelnen Spielräume; auch wenn kein Weg zum wahren Selbst führt, gibt es unendlich viele, die man auf der Suche danach beschreiten kann. Erst in der zweifachen Doppelbewegung von Polizistenruf und Hinwendung des Angerufenen einerseits, Rat suchendem Ich und sich abwendendem Polizisten andererseits, erschließt sich das Drama der Subjektivierung. Ein Subjekt zu werden ist etwas, dem niemand entgeht und das zugleich niemandem gelingt.

*Der kleine literarische Exkurs diene nicht zuletzt dazu, die Differenzen zwischen Genealogie der Subjektivierung und Anerkennungstheorie^[29] deutlich zu machen. Anders als diese sucht die Genealogie der Subjektivierung nicht nach normativen Grundlagen, von denen aus missachtende, unterdrückende und ausbeutende Verhältnisse zu kritisieren wären, und sie verfügt entsprechend auch über kein Ideal gelingender Anerkennung. Sie kehrt vielmehr die Problemstellung um und fragt, welche Mechanismen **31** Menschen veranlassen, ihre Subjektivierungsanstrengungen auf der Folie eines Kampfs um Anerkennung zu begreifen, welche Arenen sie für diesen Kampf auswählen und welche Strategien sie dabei einsetzen. Anders ausgedrückt: Sie fragt nicht, welche Normen Anerkennung gewährleisten, sondern wie Anerkennung selbst zu einer Norm werden kann und welche Praktiken und Diskurse die Akzeptabilität dieser Norm sichern.*

Die Regierung des Selbst

Wie Althusser so begreift auch Michel Foucault Subjektivierung als einen Formungsprozess, bei dem gesellschaftliche Zurichtung und Selbstmodellierung in eins gehen. Während Althusser diesen Vorgang allerdings eher nach dem Vorbild sprachlicher Signifikation beschreibt,

interessiert sich Foucault vor allem für die Mechanismen der Fremd- und Selbstführung, auf jene Ensembles aus Verstehensformen, Zurichtungsstrategien und Selbsttechnologien, die aus Menschen Subjekte und mit denen sie sich selbst zu Subjekten machen. Foucaults Interesse gilt der »Formbarkeit der menschlichen Vermögen«.^[30] Zu ihrer Untersuchung bedient er sich eines »spekulativen Empirismus«, einer hypothetischen Haltung des Alsob, die unterstellt, Menschen seien potenziell unendlich formbar. Ausgehend von dieser heuristischen Annahme rekonstruiert er jene Machtmechanismen und Wahrheitsregime, durch die sie in der Vergangenheit geformt wurden und sich selbst geformt haben. Für diese Dispositive des Formens, Geformtwerdens und Sich-selbst-Formens, die er in seinen früheren Arbeiten im Hinblick auf ihre diskursiven Ordnungen und Disziplinarapparaturen analysiert hatte, wählte er Ende der 70er-Jahre den Begriff des »Regierens«.

Subjektivierung ist für Foucault eine Regierungsaufgabe in dem unzeitgemäßen Sinn, in dem er den Begriff des Regierens verstand: »Man muß diesem Wort die sehr weite Bedeutung lassen, die es im 16. Jahrhundert hatte. Es bezog sich nicht nur auf politische Strukturen und auf die Verwaltung der Staaten, sondern bezeichnete die Weise, in der die Führung von Individuen oder Gruppen gelenkt wurde: Regiment der Kinder, der Seelen, der Gemeinden, der Familien, der Kranken. Es deckte nicht bloß eingesetzte Formen der 32 politischen oder wirtschaftlichen Unterwerfung ab, sondern auch mehr oder weniger bedachte und berechnete Handlungsweisen, die dazu bestimmt waren, auf die Handlungsmöglichkeiten anderer Individuen einzuwirken. Regieren heißt in diesem Sinne, das Feld eventuellen Handelns der anderen zu strukturieren.«^[31] Zu ergänzen ist: und des eigenen Handelns, muss doch »derjenige, der den Staat will regieren können, zunächst sich selbst [...] regieren können«.^[32]

Zugleich richtet sich das Augenmerk weniger auf die tatsächlichen Praktiken der Fremd- und Selbstführung als vielmehr auf die Regierungskunst, »d. h. die reflektierte Weise, wie man am besten regiert, und zugleich auch das Nachdenken über die bestmögliche Regierungsweise«,